



Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1901. * № 51.

Junge Herzen.

Novelle von E. Merk.

(Fortsetzung.)

6.

(Nachdruck verboten.)

Bruno war nach der Begegnung mit Martha fortgewandert, wie er ihr versprochen, den Bergen zu, gleichgültig der Straße folgend, auf der ihn die Füße mechanisch weitertrugen. Die Nacht hatte er auf einer Sennhütte zugebracht, aber trotz der körperlichen Ermüdung keinen Schlaf finden können, sondern nur immerzu mit einer finsternen Anklage gegen das Schicksal zu den Sternen emporgestarrt, die durch die Fugen des Holzdaches hereinschimmerten. Dann hatte ihn plötzlich solche Sehnsucht erfasst, die Geliebte, wenn auch nur von ferne, wiederzusehen, daß er im dämmernden Morgenlicht thalabwärts gerast war und schon in erster Tagesfrühe das Städtchen wieder erreicht hatte.

Von weitem hatte er zu dem Häuschen am Flußufer hinübergeblickt, auch das Licht, das noch hinter verhängten Vorhängen brannte, bemerkt, ohne zu ahnen, daß sein armes Lieb dort fieberkrank und sterbensmatt in den Kissen lag. Er war den Menschen aus dem Wege gegangen, selbst den Bauersleuten, die zum Heuen auszogen und ihm ein lustiges „Grüß Gott!“ zuriefen. Er konnte die fröhlichen Stimmen in seiner wilden Verbitterung nicht vertragen.

Aber wie er sich auch die einsamsten Pfade suchte, ein Zufall wollte, daß er, bei einem Blick in die stille Hauptstraße, gerade des einen Mannes ansichtig wurde, den er auf der Welt am meisten haßte: des Direktors Seydel, der eben, mit dem Reisetaschen über der Schulter und dem Ueberzieher auf dem Arm, ankam.

Einen Moment zuckten rote Lichter vor Brunos Augen; der Kopf wirbelte ihm, er stürzte vorwärts; er hatte keinen anderen Gedanken, als sich auf den Menschen zu werfen, der ihm sein Liebste genommen hatte, ihn zu erwürgen, sich an ihm zu rächen für das unerträgliche Weh, das ihm auf dem Herzen lag. Zur rechten Zeit kam ihm noch klare Besinnung. Man würde ihn fortreißen, ihn in Gewahrsam bringen wie einen Wahnsinnigen. Die Zeiten waren ja vorüber, in denen man noch auf offener Straße um ein Weib kämpfte, Mann gegen Mann.

Aber der eine Moment blinder Zornrauserei hatte ihm gezeigt: es war nicht gut, wenn er hier blieb, nun, da dieser Mann — ihr Bräutigam — in der Nähe weilte. Ein Ungewitter drohte über ihnen, wenn sie beide dieselbe Luft atmeten.

Wie auf der Flucht vor seinen eigenen finsternen Gedanken lief er den entgegengesetzten Weg, zum Bahnhof. Mit dem nächsten Zuge wollte er fort, gleichviel wohin. Wenn er nur das verhaßte Gesicht nicht zu sehen brauchte. Auf dem Bahnsteig war es ganz einsam; nur Sonnenlichter huschten über die Steinfliesen und die bereitstehenden Güterwagen. Er fühlte in dieser Ruhe erst seine tiefe Erschöpfung nach der seelischen Erregung des letzten Tages und schloß in einem leichten Halbschlummer die Augen.

Allmählich kamen Menschen; der Stationsdiener lud Gepäck auf die Wage; auf dem Rangiergeleise piff eine Lokomotive. Er hörte wohl das Geräusch, aber er wußte, es blieb ihm noch lange Zeit, eine Fahrkarte zu lösen, ehe der nächste Zug abging. So verharrte er in seiner trägen Stellung, bis plötzlich, dicht vor ihm, eine lachende Stimme rief: „Ei, Herr Döll-

daß es die Sufel war, aber er traute dennoch seinen Augen kaum.

Während der Nacht hatte er mit solcher Lebhaftigkeit an das Mädchen gedacht, mit solchem Zorn ihr als der Ursache seines Glücks gegrollt, daß er's allzu wunderbar fand, sie plötzlich vor sich zu sehen.

Mit finsternem Gesicht griff er an seinen Hut zu einem kurzen Gruß.

„Wie kommen Sie denn hierher?“ fragte er, mehr ärgerlich als neugierig.

„Ja, wissen Sie gar nicht, daß ich bei dem hiesigen Sommertheater engagiert bin? Sie hätten mich fast jeden Abend auf dem Zettel lesen können. Ja, hier spiel' ich die Hauptrollen, Herr Döllnitz. Ich habe immer gemeint, Sie kämen einmal in unser Theater, weil ich Ihren Namen in der Fremdenliste gelesen habe. O, mein Direktor ist sehr zufrieden mit mir! Nächstens habe ich mein Benefiz als Lorle. Ja, damals auf dem Wagen von den Künstlern hat mich der Direktor gesehen und sich nach mir erkundigt. Wissen Sie noch, wie dumm ich mich damals anstellte, die Lyra zu halten? So.“

Und sie hob lachend ihr Sonnenschirmchen statt des antiken Symbols in die Höhe und ahmte mit einem koketten Blick in seine Augen die Haltung der Muse nach.

Aber ihn übermannte bei der Erinnerung an diese Scene, die ihm das Vertrauen der Geliebten gekostet hatte, der Unmut, und mit all der zornigen Gereiztheit, die in ihm kochte, knirschte er hervor: „Verwünscht sei der Tag und jenes ganze Fest! Ich wollte, ich hätte diese papierne Lyra an die Wand geworfen, statt mich um Sie zu kümmern; ich wollte, Ihr Direktor hätte Sie einige Wochen früher für das Sommertheater engagiert! Meinetwegen hätte der Apollo auch nur mit acht Musen auf dem Wagen sitzen können.“

„Na, Sie sind ja in einer sehr netten Laune, Herr Döllnitz!“ lachte die Sufel mit ihrer hellen Stimme auf.

Aber Bruno war emporgesprungen und eilte mit einer heftigen Bewegung der Angebuhl an ihr vorüber. In dem Blick seiner Augen, denen sie eine Sekunde lang begegnete, las sie eine so kränkende Abweisung; sie schienen so deutlich zu sagen: „Laß mich allein! Ich will nichts mit dir zu schaffen haben!“ daß sie sich nun doch



Die Schifferbörse in Ankrort. (S. 403)

nitz! Ja, Sie sind's wirklich! Guten Morgen! Sie haben wohl noch nicht ausgeschlafen?“

Er hob die Augen und startete die ihm Gegenüberstehende an: eine schlanke, junge Gestalt in einem modisch aufgebauschten, aber zerfnüllten Rattunfährchen, mit einem Tirolerhütchen mit einer Spielhahnsfeder auf dem federn roten Kopf. Er wußte auf den ersten Blick,

beleidigt fühlte. Nun verwandelte sich plötzlich ihr Gesicht. Sie zeigte nicht mehr die schelmisch lachende Miene der naiven Liebhaberin; sie war ganz das derbe Proletarierkind, das gelernt hat, sich mit eigener Kraft zu wehren, mit rauhem Ton und groben Worten.

„Nun, da müßt' ich schon bitten!“ rief sie, Bruno auf den Bahnsteig folgend, die Hand in die Hüfte stemmend. „Sie möchten mir am Ende gar noch Vorwürfe machen, weil ich damals freundlich und nett mit Ihnen war. Den schau nur an! So einen Heiligen! Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich noch einmal so dumm wär'. Da giebt's noch andere Leut'. Und bilden Sie sich nur nicht ein, daß ich mich in Ihre Schönheit so verliebt hätt', daß ich gerade auf Sie veressen gewesen wäre. Nicht so viel mach' ich mir aus Ihnen!“ Sie schnippte mit den Fingern in die Luft. „Nur weil der Herr Direktor Seydel sagte, ich sollte Ihnen den Kopf verdrehen, und er möchte sich den Spaß machen — sonst wäre mir's in meinem Leben nicht eingefallen —“

Sie hielt plötzlich inne; denn wie in einem Schraubstock lag ihr Arm in der Umklammerung einer vor Erregung zitternden Hand; heiße, verstörte Augen glühten ihr entgegen: „Wer, sagst du? Wer hat sich einen Spaß machen wollen?“ „Schauen Sie mich nur nicht so wild an,“ erwiderte das Mädchen fast ängstlich. „Der Herr Direktor Seydel. Ich habe gemeint, das sei ein guter Freund von Ihnen. Es handelte sich um eine Wette, hat er gesagt; und wenn er auf den Bauplatz hinausläme, in irgend einer Begleitung, so solle ich Ihnen ein bißchen schön thun und Ihnen einen Kuß geben. Er ist nachher auch gekommen, mit zwei eleganten Damen, einer dunklen Frau und einem blonden jungen Ding —“

Halb ein Aufklachen, halb ein Wutschrei war's, was von Bruno's Lippen klang.

„Ein Spaß?“ sagte er. „Susel! Ich sage Ihnen, es war eine berechnete, hinterlistige Bosheit! Nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich Sie so angefahren habe. Wenn Sie wüßten, was Sie mir gethan, Sie würden's begreifen. Aber ich danke Ihnen, daß Sie mir entdeckten, was dahinter steckte. O, nun weiß ich, was ich zu thun habe. Ich danke Ihnen, Susel. Und, nicht wahr, wenn es sein müßte, Sie würden auch vor Zeugen wiederholen, was Sie mir eben erzählten?“

Der Ernst in seinen Augen, seine leidenschaftliche Entrüstung, die wilde Erregung in seiner Stimme hatten ihren Zorn besänftigt. Mit einer gewissen Neugier schaute sie in sein hübsches, zornglühendes Gesicht.

„Meinetwegen! Warum nicht? Wenn Sie daraus solch Wesen machen wollen,“ gab sie mit einem Achselzucken zurück. „Ich fürchte mich nicht vor diesem Herrn Seydel; jetzt schon gar nicht mehr, seit ich aus der alten Bude fort bin.“

Sie drehte sich auf dem Absatz herum, klappte mit einer hastigen Bewegung ihren Sonnenschirm auf und blickte halb lachend, halb verwundert dem jungen Manne nach, der in toller Hast von ihr fortstürmte, in einem wahren Zornes- rausch.

Bruno fühlte eine Befreiung, daß er nun seinen Haß gegen den Mann, der ihm sein Glück genommen hatte, frei preisgeben durfte. Er hatte fliehen wollen vor den Nachgeheimern, nun rief er sie; nun schien es ihm sein gutes Recht, zu kämpfen gegen das schändliche Gespinnst von Lüge und Verleumdung, das er plötzlich durchschaute. Er wollte geradezu auf das Häuschen am Flußufer zu-eilen und den Direktor fragen, in Gegenwart der Braut, ob er die Susel herbeirufen dürfe, die Helfershelferin seiner intriganten Pläne. O, Bruno wußte, nun fand er die rechten Worte, um ihm seinen ganzen

Abhau, seine ganze Verachtung ins Gesicht zu schleudern!

Mitten in seinem nur auf ein Ziel gerichteten heißen Begehren nach einer That, nach einer Lösung, einem Ende besann er sich aber doch plötzlich, daß er in seinem verwahrlosten Anzug, mit dem er eine Nacht auf der Sennhütte zugebracht, nicht vor den Damen erscheinen könne.

Er schlug den Weg nach der Villa ein, sprang die Treppe empor, tauchte seinen heißen Kopf ins Wasser, wechselte die Kleider, alles mit zitternder Hast, mit einer stürmischen Unruhe, mit rasch klopfendem Herzen und den kurzen gepreßten Atemzügen der höchsten Erregung. Er erschrak ordentlich, als er, aus dem Zimmer tretend, dem Vater gegenüberstand.

„Endlich, Bruno! Ich habe dich mit Ungeduld erwartet. Ich möchte mit dir sprechen, mein Junge.“

„Nicht jetzt, Vater! Ich muß fort!“ wehrte er ab.

Aber der General, dem die unnatürliche Auf-



Nordpolarforscher Robert E. Peary. (S. 403)

regung des Sohnes nicht entging, legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Was willst du? Wohin?“ fragte er streng.

„O, laß mich nur! Ich muß eine Niederträchtigkeit an den Tag bringen, einem Menschen ins Gesicht schreien, daß er ein Schurke ist!“ brach's mit wildem Ungestüm von Bruno's zornbelebten Lippen. „Laß mich, Vater! Ich erstickte sonst, ehe ich ihm gesagt habe, was ich von ihm denke. Vor der Braut soll er es hören! Ja, auch vor der Mutter, die ihm immer so wohlgesinnt war!“

„Ruhe, Ruhe, Bruno, Fassung!“ beschwichtigte der General den Leidenschaftlichen und zog trotz der Abwehr des Sohnes dessen Arm in den seinen. „Ich kann nur erraten, was du meinst; aber wenn du von Martha sprichst — weißt du denn nicht, was geschehen ist? Das arme Kind liegt sterbenselend da draußen.“

Das eben noch zornglühende Gesicht erblaßte. „Martha? Um Gottes willen! Krank? Sterbenskrank, sagst du? Wie ist das möglich? Noch gestern —“

Der General hatte die Thür zu seinem Zimmer geöffnet und zog den Sohn in das stille Gemach zu sich herein. Hier sah er ihm so forschend, so ernst und teilnahmsvoll in die Augen, daß Bruno einen Moment verstummte, ergriffen von der warmen Güte, der er sich so

lange entfremdet hatte. Dann aber, mit wachsender Angst, fuhr er fort: „Noch gestern sah ich sie, sprach ich mit ihr; wir trennten uns, als schon die Sonne im Sinken war —“

„Und eine Stunde später schwamm das arme Kind bewußtlos in den Flußwellen, in die sie herabgestürzt war von dem Felsen vor ihrem Hause. Wäre ich nicht zur Stelle gewesen, hätte ich sie nicht zu retten vermocht, dann fändest du heute eine Tote.“

Bruno starrte den Vater eine Weile an, wie gelähmt vor Schrecken. Er war ganz fahlgeworden. Seine Hände zitterten.

„Dann würde auch ich nicht weiterleben, Vater,“ sagte er dann düster, noch immer mit starren, weitgeöffneten Augen, „dann wäre ich ihr gefolgt in den Tod, den sie gesucht hat — um meinetwillen! Mein armes, armes Lieb!“

Von wildem Schmerz überwältigt, schlug er die Hände vor das Gesicht.

Der General seufzte tief auf. Auch auf seinem Gesicht lag schwerer Ernst.

„Ihr thörichte Kinder!“ sagte er mit einem wehmütigen Zucken um die Lippen. „Warum hast du mir nicht früher vertraut, Bruno?“

„Konnte ich denn?“ rief dieser nun wieder aufspringend mit neu erwachender Heftigkeit. „Ich hatte sie geliebt und hatte an sie geglaubt wie an das Zuverlässigste auf der Welt. Aber ehe ich nur sprechen und meine Neigung zeigen durfte, kam die Anzeige ihrer Verlobung mit einem anderen. Da hätte ich vor Erbitterung ihren Namen nicht mehr über die Lippen bringen können. Erst seit gestern, seit heute weiß ich, mit welcher Teufelei sie in diese Brautenschaft hineingezwungen worden ist, mit welchen Mitteln man ihr das Herz umgarnt hat.“

Die Zornesröte stieg ihm wieder in die Stirne, wie er nun in hastigen Worten erzählte, was er heute von Susel erfahren habe, welche häßlicher Verleumdungskünste er obendrein den Direktor nach dieser einen Probe für fähig hielt.

„Es ist Zeit, mit diesem Herrn abzurechnen!“ rief er, wieder nach seinem Hut greifend. „Halte mich nicht zurück, Vater! Oder traust du es mir nicht zu, ihm wie ein rechter Mann gegenüberzutreten — weil — weil ich ein Krüppel bin?“

Der General hatte umsonst versucht, ihm diese letzten, bitteren Worte abzuschneiden.

„Ich bitte dich, Bruno, laß doch in Ruhe mit dir reden! Du weißt, daß ich dich weber für einen Schwächling, noch für einen Wehrlosen halte. Du kannst ihn beleidigen, ihn fordern, ihn niederknallen — du ihn oder er dich! Ja, ich würde und dürfte dich nicht hindern, wenn es deine Ehre erforderte. Aber ein Mensch, der das gethan hat, was du mir da eben berichtetest, der verdient es nicht, daß sich ihm ein Ehrenmann gegenüberstellt; für einen solchen Menschen giebt es nur stumme Verachtung.“

„Auch wenn er mir das Liebste genommen, auch wenn er mir mein Glück gestohlen hat?“ schrie Bruno auf in heißem Groll.

„Es war dir also tiefer Ernst mit deiner Liebe für Martha? Du hast sie zu deiner Frau begehrt?“ fragte der General. „Aber hast du auch überlegt, was es heißt, in unseren Tagen die Verantwortung für das Geschick einer Frau, die Sorge für eine Familie zu übernehmen?“

„Ja, bei Gott, ja, Vater! Für sie arbeiten, es wäre ja so schön gewesen! Was hätte ich nicht thun und opfern können, um Martha zu besitzen, und welchen Himmel hatte ich mir geträumt!“

Mit einer gewissen Behmut schaute der General in die begeisterten Augen des Sohnes, hörte er dessen leidenschaftigglühende Worte. Wie

oft hatte er gewünscht, Bruno ein braves, gutes Mädchen lieben zu sehen, und nun — nun erschreckte ihn dieser Sturm, als käme er vernichtend und versengend gegen sein eigenes Herz heran.
(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

In **Auhort** fand die feierliche Eröffnung der neu errichteten **Schifferbörse** statt, die der Regelung von Angebot und Nachfrage in Bezug auf die Schiffsfrachten dienen soll. Durch die bedeutende und stetig fortschreitende Entwicklung der rheinisch-westfälischen Industrie im Ruhrkohlenbecken ist Auhort ein äußerst wichtiger Hafen- und Stapelplatz geworden, der einen Schiffsverkehr von mehreren Millionen Tonnen jährlich hat. Die Schifferbörse liegt am Hafen neben dem Kaiserdenkmal und ist, ihrer rein praktischen Bestimmung entsprechend, ein einfacher Fachwerkbau. — Die letzten Nachrichten von dem amerikanischen Nordpolarforscher **Robert E. Peary**, der schon seit mehreren Jahren mit seinem



Graf Paul Wolff-Metternich,
der neue
deutsche Botschafter in London.
Nach einer Photographie
von L. H. Voigt, Hofphotograph
in Hamburg v. d. H.

Schiffe „Windward“ in Nordgrönland verweilt, lauten ermutigend. Peary hat unter dem 88. Grad nördlicher Breite die nördlichste Spitze von Grönland erreicht, die Küste kartographisch aufgenommen und hofft, trotzdem er ein Bein gebrochen und durch Frost drei Zehen verloren hat, sein Forschungswerk fortsetzen und zum Nordpol vordringen zu können. — **Graf Paul Wolff-Metternich**, der neue deutsche Botschafter in London, steht im 48. Lebensjahre und begann als Attaché bei der Botschaft in Wien 1882 seine diplomatische Laufbahn. Drei Jahre später kam er als zweiter Botschaftssekretär zuerst nach der englischen Hauptstadt, wo er eine Reihe von Jahren verweilte und zum ersten Botschaftssekretär vorrückte. 1895 wurde er deutscher Generalkonsul in Kairo, im Jahre darauf außerordentlicher Gesandter am Hofe des Khedive; seit 1897 war er preussischer Gesandter in Mecklenburg und bei den Hansestädten, auch hat er mehrmals als Vertreter des Auswärtigen Amtes den deutschen Kaiser auf seinen Reisen begleitet. — Durch die Zinsen eines Legates von 500,000 Mark und Aussetzung weiterer Mittel seitens Privater ist der Leiter des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M., **Geh. Medizinalrat Professor Dr. Paul Ehrlich**, in den Stand gesetzt worden, seine Forschungen auch auf Entfaltung und Bekämpfung des Krebses auszudehnen, und es steht zu hoffen, daß es ihm gelingen werde, der Heilkunde wirksame Waffen gegen diese furchtbare, immer häufiger auftretende Krankheit zu liefern. — Die **Düsseldorfer Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung**, die im nächsten Frühjahr eröffnet werden wird, geht in Bezug auf die äußere Ausgestaltung ihrer Baulichkeiten mit schnellen Schritten der Vervollendung entgegen. Das großartige **Hauptgebäude** hat eine Länge von 425 Meter. Der imposante, von einer mächtigen Kuppel bedeckte und von wirkungsvollen Portaltürmen flankierte Mittelbau erreicht eine Höhe von 60 Meter; links und rechts schließen sich die einfacher gehaltenen Flügel an.

Die Gorner Klamm bei Zermatt.

(Mit Bild auf Seite 404.)

Die oberhalb Zermatt liegende Gorner Klamm ist eine tiefe, schmale Schlucht, welche sich die Eisp im Laufe von Hunderttausenden von Jahren durch den Fels gefügt hat und in deren Grunde sie nun

brausend und tosend dahinschäumt. Damit die Besucher des berühmten Walliser Touristenstandquartiers das großartige Naturschauspiel gefahrlos besichtigen können, ist die Klamm durch feste Balkenstege bequem zugänglich gemacht worden.

Eine Ziehung der preussischen Klassenlotterie.

(Mit Bild auf Seite 405.)

Die zweimal jährlich stattfindenden Ziehungen der preussischen Klassenlotterie sind öffentlich und finden in Berlin in einem Gebäude an der Ecke des Gendarmenmarktes gegenüber dem Schauspielhaus statt. Die Gewinne wie die Nummern befinden sich in einem großen gläsernen Kade, aus denen sie von zwei Waisenkneben gezogen werden. Der eine zieht die Nummer, der andere den darauf fallenden Gewinn, dann werfen beide die Zettel in neben dem Kade befindliche trichterartige Behälter aus Glas. Unten nimmt sie dann ein anderer Waisenknebe in Empfang und giebt sie dem ausrufenden Beamten, der von einem hinter ihm stehenden Herrn überwacht wird. Hinter den Tischen der die Zahlen aufschreibenden Angestellten befindet sich der Raum für das Publikum, das der Ziehung beizuwohnt und stets mit der größten Spannung die Ausrufung der höheren Gewinne erwartet. Es sind teils Besitzer von Losen, teils Berichterstatter größerer Tageszeitungen, welche tägliche Gewinnlisten veröffentlichen.

Eine gute Priese.

Geschichtliche Erzählung von **Richard Mardj**.

1. (Nachdruck verboten.)

Während des Seefrieges, den England und Frankreich im 17. Jahrhundert miteinander führten, lief der berühmte Seeheld Jean Bart als Kommandant einer französischen Fregatte im Herbst des Jahres 1692 den neutralen Hafen von Bergen in Norwegen an, um daselbst Mundvorrat einzunehmen und einige Ausbesserungen an seinem Fahrzeuge bewirken zu lassen. Der Zufall wollte es, daß er mit seinem Schiffe an die Seite eines Engländers, also eines Feindes, von gleicher Beschaffenheit zu liegen kam. Nur ein schmaler Zwischenraum trennte beide Fahrzeuge voneinander, so daß Bart seinem Steuermann einmal scherzend bemerkte, er wäre mit Leichtigkeit im Stande, den „Wollack“ da drüben zu entern.

Das Entern war nämlich Barts größte Leidenschaft, und das Register der Schiffe, die er durch Entern in seine Gewalt gebracht, wies eine ansehnliche Länge auf; kein Wunder daher, daß der Befehlshaber des Engländers meinte, der Franzose wäre eine nicht ungefährliche Nachbarschaft, falls man sich nicht in einem neutralen Hafen befände. Uebrigens war auch er ein tapferer Mann und hatte große Lust, sich mit Bart zu messen, vorläufig aber wenigstens mit ihm bekannt zu werden.

„Sir,“ rief er daher eines Tages zu Jean Bart herüber, „meint Ihr nicht, daß wir uns näher kommen könnten?“

„Warum nicht?“ erwiderte Jean Bart, die Tabakspfeife, aus der er unablässig dampfte, aus dem

Munde nehmend. „Aber was soll's für Zweck haben? Wollt Ihr etwa Friedensvorschläge machen?“

„O keineswegs, mein bester Sir. Mir gefällt der Kriegszustand sehr gut. Im Kriege kann jeder Tag bringen, was der Soldat am meisten begehrt: Kampf und Sieg. Ihr denkt wohl ebenso?“



Professor Dr. Paul Ehrlich.

„Ihr irrt Euch nicht. Seit zwei Tagen schon denke ich unablässig, wie schön es wäre, wenn ich Euch entern könnte.“

„Zum Hensler, denselben Gedanken habe ich auch. Er läßt mir keine Ruhe, seitdem ich Euch so nahe sehe. Wie wär's, wenn wir uns ein bißchen schlugen?“

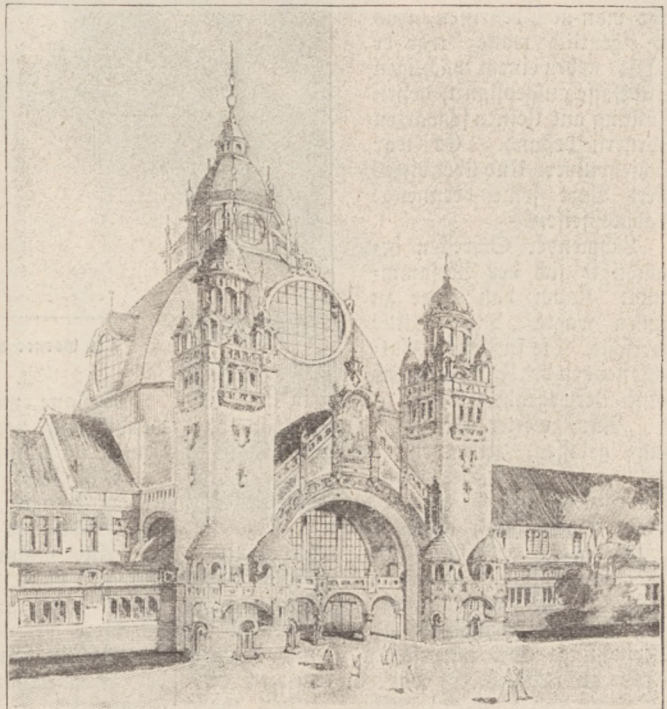
„Hier darf's nicht sein, das wißt Ihr gut,“ entgegnete Jean Bart. „Es wäre gegen die Verträge. Aber in zwei Tagen segle ich ab. Und Ihr?“

„Kann's schon morgen thun, wenn's sein muß. Mein Schiff ist seeflar.“

„Nun gut, so wird sich's ja machen lassen. Draußen auf der See seht Euch vor.“

„Das selbe rate ich Euch. In zwei Tagen also sind wir grimmige Feinde. Indessen aber laßt uns doch Nachbarschaft pflegen. Besucht mich, wenn's Euch genehm ist, auf meinen Planken.“

Bart nahm die Einladung an und fand sich am folgenden Morgen an Bord der englischen Fregatte ein, um mit deren Befehlshaber und den Offizieren zu frühstücken. Nachher wurde auf Deck herumspaziert. Dies geschah jedoch nicht mehr in völlig normaler Verfassung. Porter, Ale und Genever waren den Herren bereits zu Kopf gestiegen, und namentlich Kapitän MacLane, so hieß der Engländer, befand sich in einer sehr gehobenen, kaum noch zurechnungsfähigen Stimmung.



Das Mittelportal des projektierten Hauptgebäudes für die Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung in Düsseldorf.

„Früher oder später wird Frankreich vor uns die Segel streichen müssen, mein bester Kapitän,“ rief er prahlend. „Wir Engländer sind doch die besten Seeleute.“

„Nehmt Euch nur in acht,“ lachte Jean Bart. „Morgen sehen wir uns wieder auf offener See. Ihr segelt zuerst ab, ich folge Euch, wir treffen uns draußen, und dann seid Ihr für mich eine gute Prise. Für heute habt Dank für Eure bewiesene Gastfreundschaft und lebt wohl, mein Vester!“

Er wollte gehen, aber Maclane hielt ihn zurück.

„Wozu denn auseinandergehen?“ meinte er. „Wir können ja beisammen bleiben. Ich biete Euch Freiquartier an Bord dieses Schiffes.“

Jean Bart stutzte. „Was soll das heißen?“ fragte er, den Engländer scharf ins Auge fassend. „Ich will nicht hoffen, daß Verrat im Spiele ist.“

„O bewahre, mein werter Jean Bart. Aber Ihr habt Euch auf britischen Boden gewagt, und da Ihr ein Feind Großbritanniens seid, so thue ich nichts anderes als meine Pflicht, indem ich Euch gefangen nehme. Haha, Ihr seid wahrlich selber eine gute Prise.“

Jean Bart knirschte. „Ist das Euer Ernst?“ fragte er mit unheilverkündendem Stirnrunzeln.

„Mein voller Ernst!“

„Nun, dann hört, was ich Euch zu sagen habe. Ihr seid ein Schuft, der das Gastrecht nicht achtet. Aber noch habt Ihr Jean Bart nicht.“

Und ehe es jemand hindern konnte, machte er einen Sprung zur Seite, dorthin, wo sich ein kleiner, mit Eisenplatten gedeckter Verschlag befand. Im nächsten Augenblicke hatte er die Thür desselben aufgerissen und den halbdunkeln Raum betreten. Ehe man noch begriffen, was er eigentlich wolle, war er bereits neben einem mächtigen Stückfasse aufgesprungen, dessen Füllung aus kleinen schwarzen Körnern bestand. Es war Schießpulver. Und über dieses hielt Bart seine brennende Tabakspfeife.

Lähmender Schrecken bemächtigte sich der Versammlung. Raum daß einer zu atmen wagte. Tiefe Stille herrschte. Die furchtbare Entschlossenheit des Franzosen und seine Verwegenheit waren allgemein bekannt.

„Nun, werter Freund,“ sagte Jean Bart ganz gelassen, „Ihr seht, ich habe Euch in der Hand. Eine Bewegung, und wir fahren alle gen Himmel.“ Damit fachte er die Glut seiner Pfeife durch einige kräftige Züge an. „Jetzt bin ich Herr über Leben und Tod hier.“

„Verzeihung, mein bester Sir,“ sprach der andere. „Wir hatten so viel von Eurer Tapferkeit, Eurem Löwenmute gehört, konnten der Versuchung nicht widerstehen, Euch auf die Probe zu stellen. Es war ein Scherz.“

Jean Bart lachte spöttisch. „Das macht einem anderen weiß. Ihr habt Verrat im Sinne gehabt und darum fort unter Deck,

ihr Herren, und kein Mann zeige sich oben, bevor das Signal ertönt. Es wird ein Pistolenschuß sein. Vorwärts also!“

Maclane knirschte. Die Bedingung, die ein einzelner Mann einer ganzen zahlreichen Schiffsbesatzung auferlegte, war schmächtig. Aber sie konnte nicht zurückgewiesen werden, denn der Franzose hätte sicherlich im Falle der Weigerung keinen Augenblick gezögert, das ganze Schiff in die Luft zu sprengen.

des Augenblicks getrieben, aufs höchste verzögert.

„Kapitän Maclane,“ rief er, „zur Strafe für Eure Treulosigkeit nehme ich Euch jetzt gefangen.“

Maclane war anderer Ansicht. „Ich protestiere!“ schrie der Engländer wütend herauf. „Es ist gegen die Verträge. Wir sind in einem neutralen Hafen.“

„Ihr habt die Neutralität nicht geachtet.“

„Es war ein Scherz. Ihr habt ihn mißverstanden.“

„Kein Wort mehr davon!“ rief Bart. „Es bleibt dabei: Ihr habt das Gastrecht verletzt, seid ein Verräter.“

Maclane tobte vor Wut. Welche Schmach! Gefangen genommen von einem einzigen Manne!

„Zu den Beilen! Alles, was Arme hat, zu den Beilen!“ erscholl sein Kommando, und in dessen Befolgung war die Besatzung des Schiffes alsbald am Werke, den Verschluß der Luken zu sprengen.

Jean Bart aber traf in aller Ruhe jene Anordnungen, die ihm geboten erschienen, um seinen durch ungewöhnliche Geistesgegenwart und Entschlossenheit errungenen Erfolg sicher zu stellen.

In der Stadt Bergen hatte niemand eine Ahnung von den Dingen, die sich an Bord der englischen Fregatte im Hafen zugetragen und in ihrem ferneren Verlaufe der Neutralität Norwegens leicht gefährlich werden konnten.

Handel und Wandel, alles nahm seinen gewohnten alltäglichen Verlauf, und im Hause des alten Hafenkapitäns Nils Swenstrupp war gerade der junge Lotse Erich Lund um die schöne Ingeborg.

Aber Nils Swenstrupp war nicht geneigt, den jungen Mann als Schwiegersohn zu begrüßen. „Mein lieber Erich,“ sagte er, „ich habe im Grunde nichts gegen Euch, aber ich kann Euch Ingeborgs Hand nicht gewähren. Schlagt Euch das Mädchen aus dem Sinn. Sie soll den Svends Jacobsen heiraten.“

Erich ging, aber er verließ nicht das Haus, sondern begab sich in ein anderes Zimmer des weitläufigen Gebäudes. Hier wurde er bereits mit Ungeduld erwartet. Eine junge Dame kam ihm hastig, in sichtlicher Erregung entgegen.

„Nun, wie war's? Was sagte der Vater?“ fragte sie.

„Wie ich dir vorausgesagt, als du durchaus wolltest, daß ich meine Werbung offen anbringe,“ entgegnete Erich. „Er will, du sollst Frau Jacobsen werden.“

„Niemals!“ rief Ingeborg. „Es ist freilich traurig, dem Vater ungehorsam zu sein, aber ich kann den Mann nicht ausstehen. Jacobsen erhält mein Jawort nie!“

„Das glaube ich wohl, allein was ist damit



Die Gorner Kamm bei Zermatt. (S. 403)

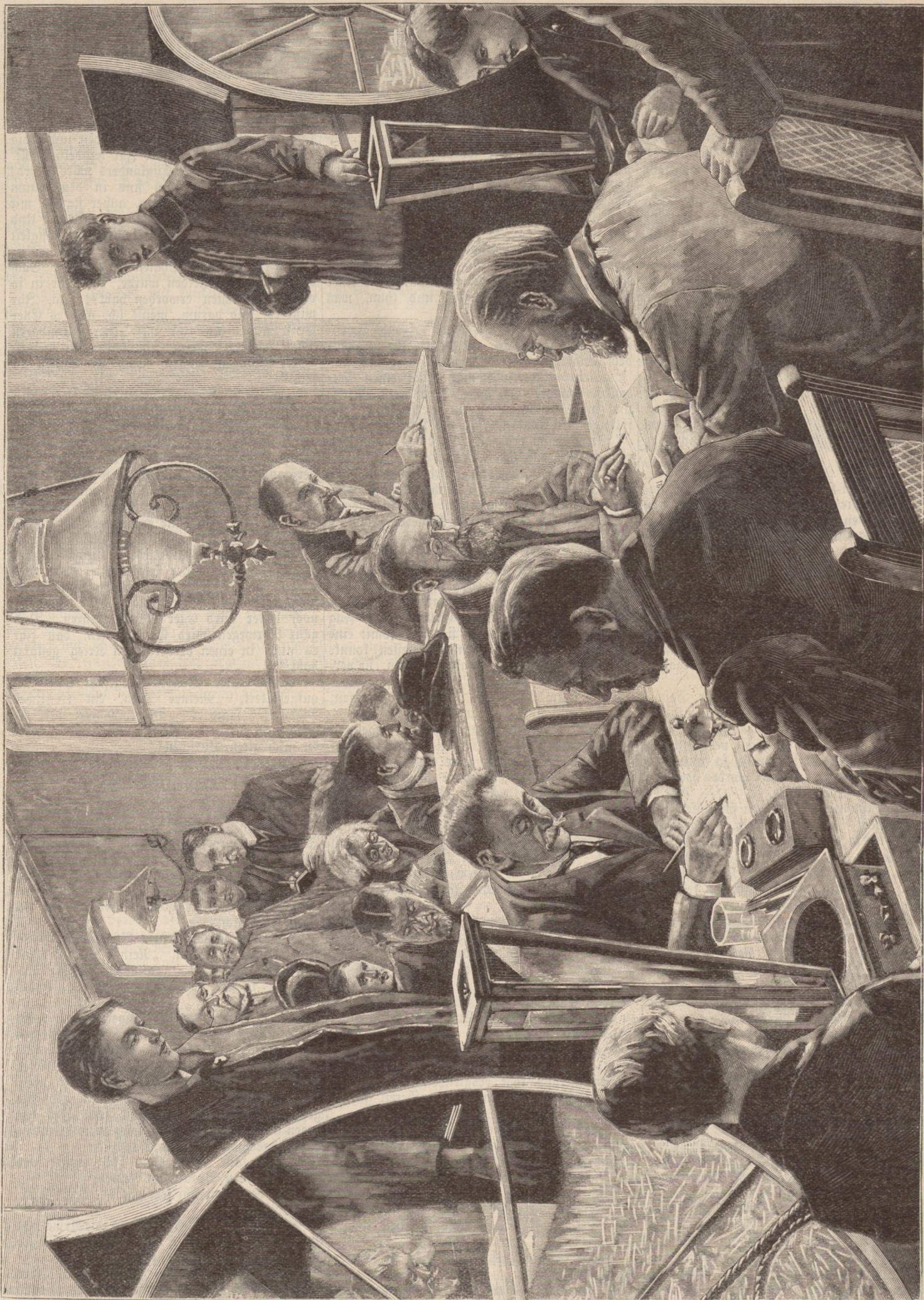
Maclane machte zwar noch einige Einwendungen, verschwand aber dann mit seinen Leuten im Raume.

Jean Bart war allein auf Deck der englischen Fregatte, an deren Fallreep das Boot lag, in dem er herübergekommen.

„Alle Mann an Bord!“ rief er hinunter. Als bald stand ein Dutzend seiner Leute zu seinen Diensten. „Schließt alle Luken!“ kommandierte er, und wenige Minuten später war Kapitän Maclane mit der ganzen Besatzung der Fregatte in deren unterem Raume eingeschlossen.

Bart lachte in sich hinein. Er war über den kühnen Handschrei, zu dem ihn die Not

Zimmer des weitläufigen Gebäudes. Hier wurde er bereits mit Ungeduld erwartet. Eine junge Dame kam ihm hastig, in sichtlicher Erregung entgegen.



gewonnen? Hoffst du etwa, durch Hartnäckigkeit den Widerstand deines Vaters zu besiegen?"

"Ja, Erich, ich hoffe es. Er ändert seinen Sinn."

"Glaube das nicht. Er giebt uns freiwillig nicht zusammen. Deshalb müssen wir, wie ich dir schon gestern sagte, ihn dazu zwingen. Wir müssen uns heimlich trauen lassen."

Ingeborgs Angesicht nahm einen schmerzlichen Ausdruck an. "O, mein Gott," rief sie in großer Bewegung aus, "das wage ich nicht!"

"Uns bleibt nichts anderes übrig als dieser Schritt. Die Gelegenheit ist günstig. Kapitän Jean Bart ist mein Freund. Als ich ihm von meiner Liebe und Swenstrupps Plänen erzählte, da lachte er und rief den Schiffsparrer, und wir kamen überein, daß die Trauung an Bord stattfinden könne, falls dein Vater nicht nachgeben wolle. So halte dich denn bereit, mich an Bord der französischen Fregatte zu begleiten. Willst du?"

Sie wollte wohl, allein sie hatte noch gar viele Befürchtungen und Bedenken, die Erich Lund alle erst zerstreuen mußte, bevor sie endlich ja sagte, und er sich entfernen konnte, um mit seinem Gönner, dem Kapitän Jean Bart, alles zu besprechen und in Ordnung zu bringen.

2.

Als Erich im Hafen ankam, hatte man بالفعل bereits die Wahrnehmung gemacht, daß auf Deck der englischen Fregatte etwas Ungewöhnliches los sein müsse, und stellte Vermutungen darüber an. Lund aber hatte heute nur für Barts Schiff Interesse und merkte während der Fahrt dahin kaum, was an Bord des Engländers geschah.

Und doch war dies geradezu staunenerregend. Auf dem großen Mast wurde nämlich die französische Flagge gehißt, und eine Weile später konnte man die beiden feindlichen Fregatten bereits Bord an Bord erblicken.

In diesem Momente erschien der Hafenskapitän Swenstrupp, von den ungewöhnlichen Vorgängen verständigt, am Strande. Er prüfte die Sachlage und fand sie höchst verdächtig.

"Teufel, das sieht ja gerade so aus, als ob der Engländer geentert worden wäre," meinte er nach einer Weile.

Swenstrupp war von diesem Gedanken lebhaft ergriffen. Ganz natürlich. Norwegen wollte es weder mit England noch mit Frankreich verderben und hatte sich daher für neutral erklärt. Es galt somit, diese Neutralität zu wahren. Und dazu war Swenstrupp fest entschlossen.

"Rätselhaft!" meinte kopfschüttelnd Swenstrupp. "Ich werde hinüber müssen, um zu sehen, was es gegeben hat." Und der wackere Hafenskapitän schritt eiligst den Strand hinab, der Stelle zu, wo die Boote vertaut lagen, die er zu seinen Inspektionsfahrten innerhalb des Hafens zu benutzen pflegte.

Aber ehe er noch dort angelangt war, merkte er, daß sich eine Schaluppe, von deren Bug die französische Flagge wehte, dem Lande näherte. Sollte diese Aufklärung bringen? Wohl möglich, dachte Swenstrupp und zweifelte nicht mehr daran, als er dem Fahrzeuge Jean Bart entsteigen sah.

Erfreut eilte er dem berühmten Seehelden entgegen. "Ich wollte gerade zu Euch hinüber," sagte er. "Ihr seid mir eine Aufklärung schuldig."

"Ganz richtig," versetzte Bart. "Und wie Ihr seht, bin ich mir dieser Schuld auch bewußt und aus freien Stücken an Land gekommen, um Euch eine wichtige Meldung zu machen. Höret denn, Kapitän, ich habe den Engländer dort gekapert."

Swenstrupp glaubte seinen Ohren nicht

trauen zu sollen. "Wie, was, gekapert?" schrie er endlich. "Gekapert, hier im neutralen Hafen?"

Bart zuckte die Achseln. "Allerdings! Mir blieb nichts anderes übrig. Der Kerl hat nämlich mich kapern wollen." Und dann erzählte er, was vorgegangen war.

Swenstrupp staunte. "Was Ihr gethan, steht einzig da," sprach er endlich. "Eine Fregatte ist wohl noch niemals von einem einzelnen Manne erobert worden. Alle Achtung vor Eurer kühnen That, aber der Fall ist schwierig. Was wird England sagen, wenn ich Frankreich recht gebe? Nein, Herr, ich muß Euch auffordern, den Engländer sofort frei zu geben."

Bart zuckte die Achseln. "Thut mir leid, daß ich nicht im Stande bin, Euch zu gehorchen. Ich werde also auf die Anerkennung meiner Priße durch Euch verzichten und thun, was mir gut dünkt."

"Und was wird das sein?" fragte Swenstrupp angelegentlich. "Gedenkt Ihr uns mit dem Engländer im Schlepptau zu verlassen?"

"Nein! Ihr sollt mich nicht einen Seeräuber nennen. Ich habe ein anderes Mittel, um mir Genugthuung zu verschaffen. Ich sprengte den Engländer in die Luft!"

Swenstrupp erschraf. "Herr des Himmels," rief er, "ist das Euer Ernst?"

"Mein heiliger Ernst. Lebt wohl!"

"Oho! Nur nicht so rasch. Kommt Zeit, kommt Rat. Laßt uns den Fall in meiner Behausung bei einem Glase Genever gründlich besprechen."

Den Genever nahm Bart gerne an, von einer Besprechung des Falles aber wollte er nicht viel wissen. Derselbe lag seiner Ansicht nach vollkommen klar. Er hatte die englische Fregatte aus gewichtigen Gründen mit Zug und Recht gekapert, und sie war somit eine gute Priße. Die Anerkennung dessen konnte Norwegen gar keinen Schaden bringen, sie verstieß nicht im geringsten gegen dessen Neutralität. Im Gegenteil, sie mußte erfolgen, um England und der ganzen Welt zu zeigen, daß neutrales Gebiet von niemand ungestraft verlegt werden dürfe. Erfolgte aber diese Anerkennung nicht, dann war Norwegen eben nicht mehr neutral, sondern offen auf Seite Englands getreten, und er, Jean Bart, durfte den Hafen als einen feindlichen betrachten.

"Wohin das führt," fügte Bart dieser Auseinandersetzung hinzu, "habe ich Euch schon gesagt. Ich sprengte den Engländer in die Luft und richte in diesem feindlichen Hafen eine Verheerung an, die Ihr zeitlebens nicht vergessen werdet."

Swenstrupp sprang auf. Die grausame Rücksichtslosigkeit des Franzosen hatte ihn aufs tiefste empört. "Habt Dank für Eure Offenherzigkeit," sagte er mit bebender Stimme. "Ich kenne Euch nun ganz und weiß, was ich zu thun habe. Um das Verderben Schuldloser zu verhüten, nehme ich Euch als Feind Norwegens gefangen."

Jetzt schnellte Bart empor. "Oho!" rief er, nach dem Schwerte greifend.

Swenstrupp that desgleichen. Die beiden Männer standen einander kampfbereit gegenüber.

In diesem Momente eilte eine Frauengestalt, die schon seit einiger Zeit im Hintergrunde des Gemaches stehend, dem Streite der Männer gelauscht hatte, herbei und trat zwischen beide.

"Kapitän," rief sie dem Franzosen zu, "ich bürge Euch dafür, daß Eure Freiheit unangefastet bleibt."

"Wahrhaftig? Also führen hier die Weiber das Kommando?"

"Das nicht," erwiderte die jugendliche Schöne. "Die Weiber sind, wie sich's ziemt,

den Männern unterthan, wenn aber dem Hause Gefahr droht, dann treten die Weiber von Bergen hervor und thun alles, was sie können, das Unheil zu beschwören."

"Nun, und was könntet Ihr?" fragte Bart, Ingeborg mit Interesse beobachtend. "Redet, mein schönes Kind."

"Ich kann sehr viel," versetzte sie, "ich kann beweisen, daß es eines Helden unwürdig wäre, so zu handeln, wie Ihr handeln wollt. Die Vernichtung des Engländers wäre Mord! Hunderte von Menschen sind in dem Raum eines Schiffes eingeschlossen, außer Stande, mit Euch um ihr Leben zu kämpfen, wehrlos. Und diese Wehrlosen, an Maclanes Treulosigkeit Unschuldigen, wollt Ihr töten? Wißt Ihr, daß dies all Eure Thaten verdunkeln, Euch des Ruhmes entkleiden würde, den Ihr in so vielen Schlachten erworben habt? Ja, Ihr wißt es, und darum, meine ich, war es Euer Ernst nicht, als Ihr mit jener furchtbaren Rache drohtet. Nein, Ihr habt nur meinen Vater zwingen wollen, Euch zu Willen zu sein."

"Wirklich, Kleine?" meinte Bart. "Bist du so tief in meine Gedanken eingedrungen?"

"Ja, Kapitän. Ich habe mir gesagt, Ihr, der so Großes vollbracht, der das leuchtende Beispiel jedes Seemannes geworden, der Held, der ganz allein eine Fregatte erobert hat, kann auf jene That nicht ernstlich sinnen. Eurer würdig ist es allein, daß Ihr Euch vorläufig mit dem über Maclane errungenen Triumphe begnügt, daß Ihr ihn seiner Gefangenschaft entlasset und außerhalb unserer Gewässer zum Kampfe fordert. Der Sieg kann Euch nicht fehlen. Die Fregatte Maclanes wird die beste Priße sein, die Ihr je gemacht habt, und nur noch heller wird Euer Name glänzen. Und ganz Norwegen wird Euch segnen, daß Ihr es nicht in einen verderblichen Krieg gestürzt habt."

Jean Barts strenges Angesicht hatte sich aufheitert. "Meiner Treu, ein treffliches Mädchen!" sagte er. "Die imponiert mir, die möchte ich heiraten. Nun, wie ist's? Willst du mich alten Vurschen?"

Ingeborg wehrte errötend ab. "Vielen Dank für die Ehre," sprach sie, "aber es kann nicht sein!"

"Wahrhaftig? Und warum denn nicht?"

"Je nun, ich habe sie bereits dem Svens Jacoben versprochen," mischte sich Swenstrupp ins Gespräch.

"Was, dieser Heringsseele?" fuhr Bart entrüstet auf. "Nein, solch einen Menschen kann Ingeborg nicht wollen. Nicht wahr, du magst ihn nicht?"

Ingeborg säumte keinen Augenblick, Barts Annahme zu bestätigen. "Nein," rief sie, ohne den Vater anzusehen, "Jacoben ist mir verhaßt in tiefster Seele. Ich werde niemals die Seine."

"Oho, oho!" meinte Swenstrupp. "Du wirst bald anderen Sinnes werden. Aber geh jetzt. Es handelt sich um wichtigere Dinge." "Nichts wichtiger als das Glück dieses Mädchens," fiel Bart ein. "Wißt Ihr was, Kapitän? Ich thue, was Ihr wollt, gebe die gefangene englische Sippchaft frei, Ihr dagegen überlaßt es mir, Ingeborg zu verheiraten. Also abgemacht, alter Knabe?"

"Was fällt Euch ein! Ich müßte vor allem doch den Bräutigam kennen."

"O, den kennt Ihr sehr gut — Erich Lund, den Lotsen."

Und Ingeborg flehte, sich in die Arme des Vaters werfend, diesen an, doch nicht länger ein Feind ihres Glückes zu sein.

Swenstrupp war ein eigensinniger, aber kein böser Mensch. Die Bitten seines Kindes gingen ihm zu Herzen. Zudem hing von seinem

Zawort auch das Wohl der Stadt ab. Er entschloß sich also, klein beizugeben.

„Ich sehe schon, daß ich die Segel streichen muß,“ sprach er. „s ist ein Komplott wider mich im Zuge.“

„Ihr sagt also Ja und Amen?“ fiel Bart ein. „Erich Lund soll Eure Ingeborg haben?“

„Mir bleibt ja nichts anderes übrig,“ versetzte Swenstrupp. „Sie nimmt Jacoben nicht, und Ihr laßt mir am Ende den Engländer springen, wenn ich sie Eurem Schützlinge nicht gebe.“

„Ei, wie genau Ihr mich kennt, alter Bursche!“ scherzte Bart. „Aber nichts für ungut, daß ich Euch ein wenig in die Enge getrieben habe. Jetzt aber wollen wir auf das Wohl des Brautpaares trinken.“

Und er hob das mit funkelndem Genever gefüllte Glas hoch empor und leerte es mit einem Zuge. Und nachdem er noch eines auf Swenstrupps Gesundheit getrunken, verließ er nach herzlichem Abschiede dessen Haus mit dem Versprechen, die eingegangene Verbindlichkeit aufs genaueste zu erfüllen. Lund, der sich bei ihm an Bord befand, werde darüber berichten.

Und in der That, als Erich Lund ein paar Stunden später bei Swenstrupp erschien, meldete er, Jean Bart habe die Engländer ihrer Haft entlassen und sei gleich darauf aus dem Hafen gesegelt.

„Und der Engländer?“ fragte Swenstrupp seinen künftigen Schwiegersohn.

„Der folgt im Kielwasser des Franzosen,“ entgegnete Lund und gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß es zwischen den beiden auf hoher See zum Kampfe kommen werde.

Dies geschah denn auch am nächsten Tage. Die Engländer fochten tapfer, allein trotz alledem hatte Bart noch vor Abend die Fregatte geentert und schleppte sie als gute Prise nach Brest, wo sein Erscheinen froh begrüßt wurde, und das Bekanntwerden seiner im Hafen von Bergen verübten Heldenthat stürmischen Jubel erweckte und den Ruhm des populären Seehelden aufs höchste steigerte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein einträgliches Geschäft. — Ein in Paris lebender Deutscher ging täglich über den Quai de la Vallée und sah regelmäßig an einer bestimmten Stelle einen Bettler, einen armen, ganz erblindeten, zitternden und leuchtenden Alten, der sein Mitleid so rege machte, daß er nicht vorübergehen konnte, ohne ihn jedesmal zu beschenken. Eines Tages passierte es dem Spender, daß er dem Blinden aus Versehen ein Zwanzigfrankenstück gab. Am nächsten Morgen wurde er dieses Versehen gewahr, und da er nicht reich genug war, um solche fürstlichen Almosen auszuverteilen, beschloß er, den Versuch zu machen, das Goldstück wiederzuerlangen. Er ging über den Quai, der Bettler war noch nicht da, aber ein Polizist nannte ihm auf Befragen Namen und Wohnung des Armen: Monsieur Boulart, Rue Nocher 102. Dieses Haus nahm sich sehr vornehm aus, und der wohlthätige Deutsche hegte daher Bedenken, in einem so eleganten Hause einen Bettler aufzufuchen. Indessen hörte er vom Portier, Monsieur Boulart wohne wirklich hier, und zwar im dritten Stock. Abermals zögerte er oben, denn das Haus zeugte von Wohlhabenheit; endlich klingelte er, und ein hübsches Bößchen hüpfte herbei und öffnete.

„Monsieur Boulart?“

„Der wohnt hier.“

„Kann ich ihn sprechen?“

„Ich werde sehen, ob der Herr schon aufgestanden ist und Besuche annimmt. Bitte, treten Sie einsteilen ein.“

Der Deutsche wurde darauf in den Salon geführt, dessen vornehme Einrichtung seine Bedenken, daß er hier an die falsche Adresse gekommen sei, freilich nicht zerstreuen konnte.

Nach einigen Minuten erschien Monsieur Boulart,

und nun stand der Besucher einem Herrn in seinem Hausanzuge und mit einem ganz vortrefflichen Augenpaar gegenüber.

Das konnte natürlich der Bettler von gestern nicht sein, indes man mußte doch etwas sagen, und so stammelte der Besucher denn schüchtern, er glaube gestern einem Bettler, der Boulart heißen solle, ein Zwanzigfrankenstück statt zehn Centimes gegeben zu haben.

„Möglich, mein Herr, ich habe noch nicht Kaffe gemacht, will es aber gleich thun.“ Und Monsieur Boulart nahm nun aus einer hübschen, dauerhaften Geldkassette ein schmutziges Beutelschen, zählte die darin enthaltenen kleinen Münzen und überreichte dem Deutschen richtig das Goldstück.

Man denke sich das sprachlose Erstaunen des Besuchers, welcher erst wieder Worte fand, als ihn der Herr vom Hause bis zur Thür begleitete. Da drehte er sich um und sagte: „Erlauben Sie, es ist nicht billig, daß Sie durch Ihre Ehrlichkeit Schaden erleiden; hier sind die zwei Sous, welche ich Ihnen gestern geben wollte.“

Und Monsieur Boulart nahm die Münze, steckte sie ein, grüßte demütig und rief dem Fremden noch auf der Treppe ein „Gott lohne es!“ nach.

Der betreffende Deutsche aber verlor durch diese Begebenheit viel von seinem Wohlthätigkeitssinn. [D. v. B.]

Katze und Taube. — Auf einem meiner Spaziergänge am Berliner Landwehrkanal bemerkte ich ein junges Käthgen, welches mit seinen letzten Anstrengungen vergeblich bemüht war, die steile Böschung hinaufzuklettern, aber immer wieder den Halt verlor und in das nasse, ihm feindliche Element zurückfiel. Von einer mitleidigen Regung getrieben, eilte ich hinzu, entriß das Tierchen dem sicheren Untergange und brachte es, anfänglich nicht sehr zur Freude meiner Frau, nach Hause. Sauer abgetrocknet, dann in warme Decken gehüllt und mit Milch erquid, zeigte sich das gerettete Tierchen ein paar Stunden später als ein niedlicher fohlschwarzer, höchstens zwei bis drei Monate alter Kater, dem ich den Namen „Moses“ — der aus dem Wasser Gezogene — gab. Moses ist ein wahrer Prachtkerl geworden, der mir, seinem Retter, mit einer wahrhaft rührenden Anhänglichkeit zugethan ist. Er schlief von Anfang an, bis vor kurzem, in meinem Bett zu meinen Füßen, begleitet mich, wenn ich fortgehe, bis auf die Straße, erwartet mich, auf dem Fensterbrett draußen sitzend, bei Regen und Sonnenschein zur bestimmten Stunde und springt mir entgegen wie ein Hund, sobald ich mich sehen lasse.

Seit einiger Zeit hat nun Moses einen Gefährten erhalten. Ich hielt mir nämlich auf dem Hausboden ein Paar edle Tauben, die vor kurzem zum erstenmal brüteten. Es waren eben zwei Junge ausgekommen, als eines Tages die alte Taube, drei Tage später der Tauber verschwunden waren: vermutlich sind sie gestohlen worden. Das eine Täubchen lag tot im Nest, das andere, es war noch blind, nahm ich herunter in die Stube und versuchte es großzuziehen. Mit unendlicher Mühe ist mir dies gelungen, indem ich Hirse und Erbsen kaute und die junge Taube aus meinem Munde fütterte. Moses wurde am ersten Tage aus dem Zimmer verbannt; da er aber ruhelos bald vor der Thür rumorte und miaute, bald draußen vor dem Fenster schrie und an diesem in die Höhe sprang, so ließ ich ihn wieder herein, und die Freude des Katers äußerte sich in den schmeichlerischsten Liebesjungen.

Man denke sich nun folgende Situation. Das Nest des Täubchens stand, mit Heu ausgepolstert, auf dem Tische; mit glühenden Augen sah der Kater, wie gewöhnlich auf der Schulter seines Herrn sitzend, das Tierchen an, das von mir vorsichtig herausgenommen wurde und dessen Kopf mit dem großen Schnabel ich in meinen Mund zum Futternehmen steckte. Nachdem das Täubchen, das sofort die Nahrung nahm, gestättigt war, wurde es in das Nest zurück- und Moses von seinem hohen Sitze auf den Tisch, ihm gegenüber, gesetzt. Nun ließ ich ihm die gewohnten Liebesjungen zu teil werden, während ich ab und zu mit der anderen Hand über das mit gereinigter Watte zugedekte Täubchen dahinstrich; dann setzte ich das Nest auf den Kleiderschrank. Moses erhielt dann, bei Tische wie immer auf einem Stuhl neben seinem Herrn sitzend, eine Extraration. Noch dreimal fütterte ich an diesem ersten Tage das Täubchen, und der Kater sah, neben dem Neste auf dem Tisch sitzend, verständnisinnig zu. Er blinzelte wohl mit den Augen, aber nicht ein einziges Mal machte er Miene, zuzugreifen. Für die Nacht sollte er diesmal in den

Keller gesperrt werden, aber er schrie dort so jämmerlich, daß er bald wieder befreit werden mußte, um sein altes Lager einzunehmen. Am folgenden Morgen Herunternahme des Nestes vom Schrank, Fütterung des Täubchens in Moses' Beisein, dann wieder Placierung auf dem Schrank.

Natürlich wurden, wenn ich ausging, die Fenster meines Zimmers geöffnet. Als ich nach Hause kam, sprang mir der Kater mit einem Hechsaß entgegen und dann wieder durch das geöffnete Fenster ins Zimmer. Das Täubchen war unversehrt und pfepte vor Hunger, der dann auf dem schon beschriebenen Wege gestillt wurde, während Moses für sein braves Verhalten eine Schale Milch erhielt. Als dann das Nest mit seinem Bewohner wieder auf den Schrank gestellt wurde, sprang der Kater mit einem ungeheuren Sake vom Sofa aus nach, und seit jener Stunde schlief er oben auf dem Schrank und auf dem Nest, das Täubchen mit seinem Fell bedeckend. Dieses gebiet sichtlich und wurde sehend, und als es allein sein Futter von dem jedesmal mit Papier belegten Tische plickte, fiel mancher Schnabelstich auf die Nase des neugierig zuschauenden Moses, ohne daß dieser jemals aus der Rolle gefallen wäre. Ramen die Schnabelstiche einmal zu stark und zu sehr in die Nähe der grünlich schillernenden Augen, so sprang Freund Moses zurück und pukte mit den Pfoten die getroffene Stelle.

Jetzt steht auf dem Schrank ein großes Holzbauer (Hühnerbauer), und Moses schläft des Nachts daneben oder, wenn die Thür des Bauers einmal offen bleibt, in demselben, während die jetzt völlig ausgewachsene schneeweiße Taube, die mir aus der Hand frißt, von ihrer Holzprosse auf den schwarzen Kerl herunterschaut. Oft gebe ich dem Moses sein Fressen, Fleisch und etwas Kartoffeln, auf einem Teller, लेकर auf den Fußboden stellend, und öffne dann das Bauer. Sofort fliegt die Taube herunter, setzt sich auf den Rand des Tellers und richtet mit dem Schnabel eine tolle Verwüstung unter dem Futter ihres schwarzen Freundes an, ab und zu mit den Flügeln nach diesem schlagend und mit dem Schnabel nach ihm hauend. Moses springt dann zur Seite und begiebt sich erst dann zu seinem Mahle zurück, wenn die Taube, gleichsam nachdem sie ihre Oberherrschaft kund gethan, gravitatisch im Zimmer aus und ab marschiert. Dabei ist Moses durchaus kein Verächter von Geflügel, denn er wurde schon öfters mit einem jungen Sperling, den er räuberisch erwürgt, im Garten angetroffen — aber bei dem jungen Täubchen, das sein Herr lieb hatte, ließ er das Mäusen. [Th. G.]

Das „Tierjagen“. — Die Tierjagd (besser Tyrjagd) oder das „Tierjagen“ war ehemals ein eigentümliches Geheericht, das jetzt nur noch als Sage und im Sprichwort fortlebt, vor Jahrhunderten aber wie „Send“ und „Feme“ in ganz Deutschland zu Ruh und Frommen tyrannisierten Ehefrauen von den Gemeinden gehandhabt wurde.

Hatte ein Ehemann seine Frau mißhandelt und wurde zu seiner Bestrafung und Besserung eine „Tierjagd“ verabredet, so versammelten sich die Männer und ledigen Burschen, vermunnt und mit Peitschen, Topfdeckeln, Gießkannen, Störtenhörnern und anderen lautfallenden, mißtonenden Schallwerkzeugen versehen, um Mitternacht vor dem Hause des Ghetyrannen. Dieser, nichts ahnend, wurde aus dem Bette geholt. Eine jämmerliche Ragenmusik mit Peitschengelalle begrüßte ihn, und die widerlich abstoßenden Masken gewährend, ward er bald inne, daß man ihm das Tier jage. Mit heiler Haut ging dies aber nicht ab. Seine Sünden wurden ihm vorgehalten, die er bekennen und Besserung geloben mußte, wobei Peitschenhiebe und Stöße jedes Wort begleiteten. Den Uebelthäter mit sich führend, zog die Versammlung alsdann unter lärmender Musik durchs Dorf, und das Sündenbekenntnis nebst Schlägen wurden vor den Wohnungen des Pfarrers, des Schultheißen und der Schöffen wiederholt. Zum Schlusse bildeten die „Tierjäger“ ein Spalier, das an einem Bache oder Teiche auslief. Durch dieses Spalier mußte der Delinquent Spießruten laufen und schließlich durch das Wasser springen. In den meisten Fällen hatte die „Tierjagd“ das Gute, daß die geplagte Frau von ferneren Mißhandlungen des Hausyrannen verschont blieb. Die Obrigkeit aber drückte diese eigentümliche Justiz mehr und mehr nieder. Unter der pfälzbayerischen Regierung wurde die „Tierjagd“ in Jülich-Berg zwar verboten, aber doch geduldet, und erst in neuerer Zeit vermochte man sie gänzlich zu unterdrücken.

Der Name „Tierjagd“ soll auf den Ursprung

dieses Volksgerichtes hindeuten. In der mundartlichen Sprache des kölnischen Bezirkes bedeutet „Tier“ so viel als „böse Laune“ oder „Tobfucht“, und daher hat man vielerseits angenommen, daß die „Tierjagd“ bedeutet die „Tobfucht austreiben“. Damit stimmt das Sprichwort jenes Bezirkes überein: „Hä hält et food Tier am Lin“, hochdeutsch: „Er hat das böse Tier auf dem Leib“, womit gesagt werden soll: er ist übelgelaunt. Doch ist das Tier hier nicht das gejagte, sondern das jagende, und in einem alten Kirchenbuche der Gemeinde Winterscheid findet sich als Merkwürdigkeit aufgezeichnet, daß im Jahre 1393 der Tier den Hans vom Howe, der seine Ehefrau mißhandelt, nächtlicherweise zum Tode geheßt habe. Die „Tierjagd“ ist also deutsch-heidnischen Ursprungs, und das jagende Tier kein anderer als die germanische Gottheit Tyr, der Gott der Schlachten und in zweiter Linie auch des Zwistes und Zanks. Früher besaß jedes Dorf für die Mummerei zur

Tyrjagd einige Larven oder Masken; noch im letzten Jahrhundert wurden solche von der Polizei beschlagnahmt, wie sie wohl hie und da auf den Gerichtsstuben nebst Protokollen über Tyrjagden noch anzutreffen sind.

Eisenbahnsicherheit bei Nacht. — Die meisten Passagiere haben gewiß das Gefühl, daß man im Eisenbahnzug im hellen Tageslicht sicherer fährt als in finsterner Nacht, aber merkwürdigerweise ist gerade das direkte Gegenteil der Fall. Die Statistik aller „Eisenbahnstaaten“ ergibt das Resultat, daß im Durchschnitt auf 25 Eisenbahnunfälle am Tage nur 12 bei Nacht kommen; man fährt durchschnittlich also doppelt so sicher in der Nacht als am Tage. Woher kommt diese eigentümliche Erscheinung? Der Gedanke liegt nahe, daß in der Nacht weniger Züge verkehren als am Tage, und daß infolgedessen prozentualer mehr Eisenbahnunfälle am Tage als bei Nacht vorkommen müssen. Aber diese Auffassung ist wider-

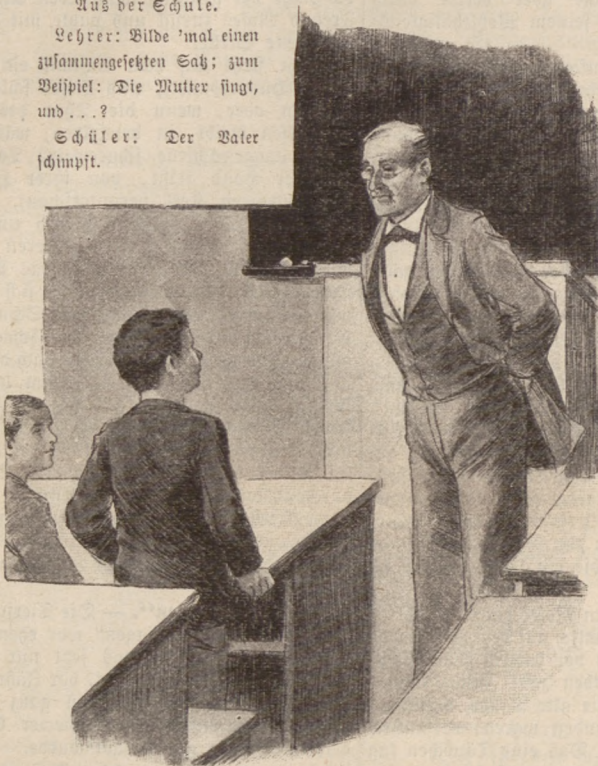
legbar. Die großen internationalen Schnellzüge, welche mit der denkbar größten und überhaupt möglichen Geschwindigkeit fahren, sind Tag und Nacht gleichmäßig unterwegs, und auch bei ihnen ergibt sich das Resultat, daß am Tage doppelt so viel Unfälle vorkommen als bei Nacht. Um die größere Sicherheit bei Nacht zu erklären, muß man auf die Veranlassungen Rücksicht nehmen, aus denen Eisenbahnkatastrophen entstehen. Bekanntlich ist ein Zug auf freier Strecke viel weniger gefährdet als beim Durchfahren der Stationen. In den Stationen finden die falschen Weichenstellungen statt, infolge deren der Zug auf andere Züge oder auf sogenannte tote Geleise auffährt; es stehen Fahrzeuge im Wege, welche beim Rangieren in das Geleis des durchfahrenden Zuges geraten u. s. w. Diese Gefahren vermindern sich bei Nacht bedeutend. Auf den meisten Stationen wird nachts innerhalb der Hauptgeleise nicht rangiert, es werden daher keine Weichen fortwährend umgestellt,

Humoristisches.

Aus der Schule.

Lehrer: Bilde 'mal einen zusammengesetzten Satz; zum Beispiel: Die Mutter singt, und ...?

Schüler: Der Vater schimpft.



Beschwichtigung.

Sette, ich nehme mir's Leben!
Thun Sie das nicht, Rufe, das
is nu man so 'ne plö-
liche Aufwallung —
nachher thut's
Ihnen
leid.

und es geraten keine Fahrzeuge in den Weg des Zuges. Es sind ferner bei Nacht alle optischen Signale deutlicher und weiter sichtbar als am Tage. Bei Nacht findet auf den Straßen, welche die Eisenbahnlinie kreuzen, viel weniger Wagenverkehr statt als am Tage, es passiert daher auch seltener, daß beim Herannahen des Zuges sich Gefährte auf dem Bahnkörper befinden, mit denen der Eisenbahnzug an den Wegübergängen zusammenstößt. Bei den schnell-fahrenden Zügen müssen Lokomotivführer und Heizer beständig und ohne jede Unterbrechung die gespannteste Aufmerksamkeit auf alle Signale anwenden. Ein Versehen von nur wenigen Sekunden kann zu der größten Katastrophe führen. Am Tage, wo alles zu sehen ist, was rechts und links vom Auge geschieht, wo jede auffallende Kleinigkeit dem Lokomotivpersonal in die Augen springt, ist es viel eher möglich, daß die Beamten auf der Maschine ihre Aufmerksamkeit von den Signalen ab- und anderen Dingen zuwenden. Bei Nacht wird die Aufmerksamkeit der Maschinisten in keiner Weise abgelenkt, weil rechts und links nichts zu sehen ist, und die Leute können die weit sichtbaren Lichtsignale ohne Störung beobachten. Unzweifelhaft sind auch Lokomotivführer und -heizer bei Nacht im Interesse der eigenen Sicherheit aufmerksamer und sorgfältiger in allen Handlungen, weil sie an die große Gefahr denken, in welcher der Zug in der Finsternis schwebt.

[A. D. R.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 52.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 50:
Hundert Jahre Unrecht geben keine Stunde Recht.

Silben-Rätsel.

Von dem Flachland kam ich Eins,
Bin in die Drei=Drei gestiegen;
Müde machte mich der Weg,
Groß sah Eins=Drei ich liegen.
Eifrig kam der dicke Wirt,
Gieß mir ein aus seinem Krug.
Durstig trank ich — doch ich rief
Schauernd nach dem ersten Zug:
„Du, wie Eifrig schmeckt der Wein!
Eins=Drei kam er nirgends fliehen.
Nein, der Drei=Drei solchen Tranks
Soll zur Straß ihn selbst genießen!“

Auflösung folgt in Nr. 52.

Scherz-Rätsel.

In altersgrauer Ritterszeit
Da galt ich viel im Kampf und Streit,
Geb' ich das letzte Zeichen her,
Dann ist die Lösung wirklich schwer.

Auflösung folgt in Nr. 52.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 50:

Vord, Mord, Vord, Nord.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.